

Ich will dich singen hören

Es muss Mitte der sechziger Jahre gewesen sein, als ich zum ersten Mal nach Polen fuhr. Wir machten eine Konzertreise mit dem Leipziger Thomanerchor entlang der Ostseeküste und nach Warschau. In den großen alten Kirchen der früher einmal deutschen Städte sangen wir Bach und Palestrina. Die erste Station war Stettin. Dort versammelten sich polnische Kinder an unseren beiden Ikarus-Bussen. Sie stellten sich vor uns auf, hoben den rechten Arm in die Höhe und schrien laut: „Heil Hitler! Gib Deutschmark!“ – Mir blieb der Atem stocken. Als die Kinder merkten, dass wir bloß aus der DDR kamen, trollten sie sich: Unser Ostgeld wollten sie nicht.

Mein Vater war früher schon in Polen gewesen – als Soldat. Ein pflichtbewusster, gehorsamer und anständiger deutscher Offizier. Mehr nicht. So hatte er jedenfalls seine Rolle beschrieben. Einer, der seinen einmal geschworenen Eid treu erfüllte. Sonst sprach er fast nie darüber, was er dort getan hatte. Ich wusste nur, dass er auch in Warschau im Einsatz war, als das Getto 1944 dem Erdboden gleichgemacht wurde. Für ferngelenkte Panzer mit Sprengstoffladung war er zuständig. „Es war furchtbar!“, sagte er manchmal, wenn wir Kinder mehr wissen wollten. „Dankt Gott, dass ihr das alles nicht zu erleben brauchtet!“ Ich konnte damit tatsächlich nichts zu tun haben, denn ich bin erst drei Jahre nach diesem Krieg geboren.

Wir waren darauf vorbereitet worden, dass manche Polen Deutsche hassen – auch junge. Nach der Stellprobe am späten Nachmittag hatte ich noch etwas freie Zeit bis zum Konzert. So ging ich durch die Stettiner Straßen, um mich etwas umzusehen. Im schwarzen Anzug, mit weißem Hemd und silbergrauem Schlips – konzertfertig. Irgendwie habe ich mich ziemlich fix verlaufen. Einen Stadtplan besaß ich nicht – also musste ich fragen. Den Namen der Kirche wusste ich wenigstens noch: Jakobikirche. Aber wen sollte ich ansprechen? Einen älteren Menschen, der vielleicht etwas Deutsch konnte. Wie in Ungarn. Da hatte das auch immer gut geklappt.

Deshalb ging ich auf den nächstbesten älteren Mann zu und bat ihn, mir den Weg zu erklären. Er starrte mich mit zusammengekniffenen Augen wütend an, als er meine Frage hörte, fing an zu schreien und spuckte mir sorgfältig mitten ins Gesicht. „Faschist, Faschist, Faschist!“, schrie er und drohte mir mit der Faust. Ich stand wie gelähmt. Er spuckte mir noch einmal vor die Füße und ging fluchend weg. Immer wieder drehte er sich nach mir um und zeigte seine geballte Faust.

So viel Hass hatte ich noch nie erlebt. Jetzt war ich der Sohn meines Vaters, der das erntete, was früher gesät wurde. Und dem wehrlos ausgeliefert war. Was sollte ich jetzt tun? Zuerst die Spucke aus meinem Gesicht wischen und mich an einem Brunnen waschen, den ich vor mir sah. Es brannte wie Feuer auf meiner Haut.

Wie betäubt ging ich die Straße weiter. Vor mir sah ich einen Priester gehen. Zu dem schloss ich schnell auf. „Entschuldigen Sie bitte, wenn ich Sie etwas frage. Ich habe mich verlaufen und muss den Weg zur Jakobikirche finden. Können Sie mir helfen?“ Er drehte sich ruckartig von mir weg und schlug eine andere Richtung ein.

Ich ging ihm hinterher und wiederholte meine Bitte. Dieses Mal blieb er stehen und fasste sich stöhnend ans Herz. Er trug eine dicke dunkle Brille, so dass ich seine Augen nicht erkennen konnte. Sein Atem ging ganz schwer – aber er sagte kein Wort. Freundlich sah er jedenfalls nicht aus. Nach bleiernen Sekunden sagte er im barschen Kommandoton: „Los, mitkommen!“ Ich gehorchte. Wir gingen schweigend die Straße weiter. Schließlich nahm er einen Schlüssel aus der Tasche, schloss eine Tür auf und zog mich am Arm nach. Er tat mir weh, aber ich biss die Zähne zusammen.

Es ging eine dunkle Treppe nach oben. Dann setzte er sich ächzend auf einen abgewetzten Ledersessel und zeigte mir einen Stuhl, der mit Zeitungen beladen war. „Hinsetzen!“ Ich ließ mich vorsichtig auf dem Zeitungsstapel nieder. Er trommelte mit den Fingern auf seiner

Sessellehne. Dann schwieg er lange. Mir wurde immer unheimlicher. Schließlich sagte er: „Kannst du beten?“ Ich nickte. Er begann, das Vaterunser lateinisch zu sprechen. Das kannte ich ja auch aus Kompositionen alter Meister und betete mit: *Pater noster, qui es in caelis, sanctificetur nomen tuum ...*

Danach versank er wieder in Schweigen. Ich wusste überhaupt nicht, wie ich aus dieser Falle wieder herauskommen könnte. Plötzlich nahm er seine Brille ab. „Sieh dir das an, Deutscher!“, sagte er. Ich erkannte, dass er nur noch ein Auge hatte. Und eine leere Höhle auf der anderen Seite. „Das hat mir ein Deutscher aus Spaß in Auschwitz mit einer Zigarre ausgebrannt. Gelacht haben sie dabei, weil es so gezischt hat. Ich war beim Kommando, das im Krematorium gearbeitet hat.“

Wieder machte er eine Pause. Was wollte er von mir? Sich an mir rächen, mich vielleicht sogar umbringen? Ich klammerte mich am Stuhl fest. Die Angst kroch mir den Rücken hoch.

„Davor wollte ich mich mein Leben lang schützen“, begann er wieder langsam zu sprechen. „Ich hatte geschworen, nie wieder ein deutsches Wort zu sagen. Und nie wieder mit einem Deutschen zu reden. Ich habe zu Gott gesagt: Du kannst alles von mir haben, auch mein Leben. Aber du kannst nicht von mir verlangen, dass ich den Deutschen verzeihe. Gib mir andere Feinde, die ich lieben kann. Meinetwegen Bestien. Aber nicht diese lächelnden Teufel. Feinde kann ich lieben – Teufel brauche ich nicht zu lieben. Vielleicht versünde ich mich, dann komme ich eben wieder in die Hölle. Da kenne ich mich aus. Was soll nach Auschwitz denn noch kommen, was ich nicht schon kenne? Aber lieber auf ewig in der Hölle als einmal vergeben müssen.“

Er setzte seine Brille wieder auf. „Der Hass gab mir Kraft. Und er hat mich vergiftet. Ich habe es gemerkt. Schon lange. Aber ich war stolz darauf, so konsequent und unerbittlich zu sein. Dann bist du plötzlich vor mir aufgetaucht. Sprichst mich auf Deutsch an. Mich! Ich habe in Auschwitz Deutsch gelernt. Deswegen bin ich vor dir erst weggelaufen. Ich wollte meinen sicheren Hass behalten. Du kamst mir aber hinterher. Als du vor mir standest, hatte ich den Gedanken, ob Gott mir eine Chance geben wollte, damit ich meinen blinden Hass verliere. Aus heiterem Himmel überfällt er mich, damit ich überrascht werde. Deshalb habe ich dich so lange angesehen in deinem Anzug. Du konntest nicht in Auschwitz gewesen sein. So viel wurde mir plötzlich klar, als ich dich ansah. Dann überlegte ich, ob Christus mir zugesehen hat, wie ich mich in meinem Grab eingerichtet hatte – wie der Wahnsinnige von Gadara. Ich wollte natürlich drinbleiben, es hat mir beinahe das Herz zerrissen. Aller Schmerz war wieder lebendig. Weißt du, was ich mit meinem Auge noch alles sehen musste – und wie oft ich nahe daran war, wahnsinnig zu werden? Das kannst du mir glauben.“

Ich senkte langsam den Kopf. „Wie heißt du?“ Ich nannte ihm meinen Namen. „Höre, Matthias: Heute läuten die Glocken Ostern für mich. Bis heute habe ich mit meinem Hass und mit meiner Trauer in Auschwitz gelebt. Nacht für Nacht. Es war furchtbar – aber daran hatte ich mich gewöhnt. Heute habe ich verstanden, was Jesus meint, wenn er sagt: ‚Folge du mir und lass die Toten ihre Toten begraben.‘“

Er hielt an, weil seine Stimme zitterte, und er weinte. Wie sollte ich ihn trösten? Er wischte sich die Tränen ab, nahm seine Brille ab und sah mich an. „Wie alt bist du? Sechzehn? Ich möchte dir danken, dass du mich angesprochen hast. Christus ist mitten unter uns. Der Auferstandene.“ Er stand auf und breitete die Arme aus. „Lass dich umarmen und segnen. Friede sei mit dir. Ich komme mit und zeige dir den Weg. In der Jakobikirche predige ich – vom Kreuz und der Auferstehung Christi“, sagte er und lächelte. „Komm mit. Ich will dich singen hören.“

Mit freundlicher Genehmigung von Autor Matthias Neumann und dem Verlag Wachholtz